

Zeitschrift: Kinema
Herausgeber: Schweizerischer Lichtspieltheater-Verband
Band: 4 (1914)
Heft: 35

Rubrik: Film-Beschreibungen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

nen zuerst die fertigen Filme zeigen wollen. Was an Klasse geboten werden kann, haben sie vor geladenen Gästen bei der Uraufführung des neuesten Schlagers „Das Panzergewölbe“ in den Kammer-Sichtspielen in Berlin gezeigt. Hrn. Reicher gebührt zweifellos die Anerkennung einer erstklassigen Darstellungsart, des Ungezwungenen, Natürlichen. Hrn. May aber als Regisseur gebührt ein Ehrenplatz zwischen seinen deutschen Kollegen.

Staunen wir auch über die rapiden Fortschritte unserer Kinoregiekünstler und sagen uns, etwas Vollkommeneres kann es nicht geben, so lehrt uns doch die Erfahrung, daß wir noch im Zeichen der unbegrenzten Möglichkeiten leben. Wo wäre die deutsche Filmfabrikation, die vor zwei Jahren noch niemand im Ausland kannte und kennen wollte, auch geblieben, wenn diese unsere Pioniere nicht den heute schwunghaften Export gezeitigt hätten? Ehre und Achtung solchen Männern, den Bannerführern unseres Gewerbes im internationalen Wettbewerbe. Es ist fast eine nationale Pflicht, diese nach Möglichkeit und weitgiebigst zu unterstützen. Wozu das viele Geld ins Ausland tragen, wenn man mit der Zeit im Inlande Besseres zu bieten erlernt hat, um hierdurch, statt zu bringen, zu holen.



war es ein Irrtum von ihm, zu glauben, daß sie ihn liebte. Aber daran glaubte er nicht einen Augenblick. Er war seiner Sache ziemlich sicher.

Kenate sah in sich zusammengefunken da, eine Beute der widerstreitendsten Empfindungen. Sie hätte ihm ins Gesicht schlagen mögen vor Empörung über das, was er ihr angetan hatte. Und doch war etwas in ihr erwacht, das ihre Seele mit einer unsagbaren Weichheit füllte. Sie schämte sich grenzenlos dieses Gefühls und suchte sich zu verhärten. Warum tat er das alles? Warum begehrte er sie zur Frau? Er liebte sie nicht, sonst würde er anders um sie werben. Daran glaubte sie nicht trotz seines leidenschaftlichen Kusses von vorhin. Was also trieb ihn zu diesem gewagten Spiel? Wollte er sie demütigen, sich an ihr rächen dafür, daß sie ihm gesagt hatte: Ich hasse dich! Wollte er ihr nur mit seinem Kusse einen Schimpf antun? Wußte er, daß sie ihm sagen würde: Ich werde deine Frau nicht? Darauf rechnete er wohl. Was suchte es ihn an, wenn sie zu ihrem Vater ging und ihn anklagte. Der alte Mann, ungeübt im Waffenhandwerk, was konnte er dem adelstolzen Junker antun? Das wußte er, und darauf pochte er nun gewiß in seinem Uebermute. Der Schimpf, den er ihr angetan, war nicht mehr abzuwaschen, denn sie hatte seinen Kuß geduldet, ohne ihm ins Gesicht zu schlagen. Was war es nur, was sie ihm gegenüber so willenlos machte?

Wenn sie nur klar denken könnte, wenn sie nur wüßte wie sie sich an ihm rächen könnte.

Sie sann und sann und konnte zu keinem Ende kommen. Verstoßen blickte sie einmal zu ihm hinüber. Da stand er, unbewegt ob ihrer Qual, und schlug die Arme untereinander. Er erwartete wohl, daß sie ihm voll Enttäuschung zurufen würde: „Nie — nie werde ich deine Frau.“ Dann würde er gehen mit einer kühlen Verbeugung und dem gelassenen, ironischen Lächeln, das sie so sehr an ihm haßte. Dann ließ er sie gedemütigt zurück, mit dem Brandmal seines Kusses auf den Lippen, und er kam nie wieder nach der Waldburg, ihm geschah nichts dafür, daß er sie beleidigt hatte.

Nein — nein — so sollte es nicht sein. War sie nicht schön, begehrenswert. Konnte sie ihn nicht mit tausend Ko-

Film-Beschreibungen.



Die goldenen Hörner.

(Dänemark. — Monopol Christensen.)

Adam Dehlenschläger hat die schöne nordische Sage von den beiden Odin-Hörnern, die sich im Museum von Kopenhagen in einer Nachbildung noch heute befinden, in einer schönen Dichtung der Welt bekannt gemacht. Pale Rosenfranz, der Regisseur, hat diese zur Verfilmung benützt und Gregers und Jrl. Sannom Gelegenheit gegeben, in prachtvollen Rollen, die sie in die verschiedensten Zeitalter führen, aufzutreten. Dem Regisseur selbst aber bot er die Möglichkeit, ein großes Können zu entfalten, stilvolle Einfachheit mit mystischer Gewalt vereint, im Filmbilde wiederzugeben und so ein Filmwerk zu schaffen, das dichterische Größe und die Macht der malerischen Wirkung für sich verlangt. Szenen innigster Lyrik sagenhafter vorgegeschichtlicher Götterzeit, rosigsten Schäferspieles und mittelalterlichen Gewaltlebens wechseln wirkungsvoll ab. Der Autor und der Regisseur haben sich streng an die Geschichte und die Sage gehalten, die ungefähr folgendes erzählt: Im Jahre 1639 fand ein Bauernmädchen ein vergrabenes goldenes Ochsenhorn. Es überreichte dieses dem König Christian und erwirkte dadurch das Leben des Knappen Veif, den es auf einer Jagd des Königs kennen lernte. Etwa hundert Jahre später wurde das zweite Horn gefunden und zwar

fetterien gefangen nehmen, wenn sie seine Braut würde. Und dann — wenn sie ihm den Sinn betört hatte, wenn er sich wirklich in sie verliebte — dann kam für sie die Stunde der Abrechnung, des Triumphes. Dann konnte sie ihm ins Gesicht lachen und sich an seiner Demütigung weiden. Das wollte sie ganz gewiß. Sie gestand sich nicht ein, daß sie im geheimsten Winkel ihres Herzens schon erwog, daß sie ihm dann vielleicht verzeihen würde, wenn er reumütig um diese Verzeihung flehen würde. Sie betrog sich selbst, weil sie nicht einsehen wollte, daß sie ihn liebte und sich danach sehnte, von ihm geliebt zu werden. Zu fest war sie davon überzeugt, daß er nur ein übermütiges Spiel mit ihr trieb und sie kränken wollte.

Wie er erschrecken würde, wenn sie ihm jetzt sagte: Ich will deine Frau werden. Das erwartete er sicher nicht. Damit konnte sie ihn jetzt schon treffen. Er hatte auf ihren Haß gebaut und glaubte sicher, daß sie sich weigern würde, seine Frau zu werden. Aber er sollte sich verrechnet haben. Sie war nicht ehrlich gegen sich selbst, als sie sich all dies zu recht legte. Im innersten Herzen bestimmte doch nur der Gedanke, trotz alledem seine Liebe zu erringen, ihr Tun. Aber sie wäre lieber gestorben, als sich dies einzugestehen.

Mit einem Ruck stand sie plötzlich auf und ließ die Hände von dem blassen Gesicht herabgleiten. Noch nie hatte er sie so schön und bezaubernd gefunden wie jetzt, mit dem tiefen Schmerzenszug um den Mund und den umflort wankenden Augen. Sie stützte ihre Hand auf die Lehne des Sessels und sah ihm mit einem düster entschlossenen Blick in die Augen.

„Ich nehme Ihre Bewerbung an, Herr Baron,“ sagte sie fest.

Er atmete tief auf und machte eine Bewegung, als wollte er auf sie zustürzen. Aber ein eigentümlich lauerner Blick in ihren Augen mahnte ihn zur Vorsicht. Er wurde vor Erregung wieder sehr bleich. Kenate sah es und deutete sich das auf ihre Weise. Sie hielt sein Benehmen für Erschrecken und wollte triumphieren, daß sie recht vermutet hatte. Aber ein brennender Schmerz durchzuckte dabei ihre Seele. Hatte sie dennoch etwas anderes erhofft?

„Ich danke dir, Kenate,“ sagte er beherrscht.

Gräfin Phädra.

(Gloria. — Anton Walz.)

Elise Severi spielt die Titelrolle dieses dreitägigen Dramas. Die Gloriafilmfabrik hat ein feines Verständnis für das Lanzieren großer Künstler im Film. Im Vorjahr war es Lydia Borelli, welche Aufsehen erregte, für heuer hat sich die Fabrik Elise Severi verschrieben. Man sagt, sie sei unter den Tragödiinnen der italienischen Bühne die einzige, deren Rivalität der Borelli zu schaffen gebe. Nun die Kage Borelli ist die Severi naja. Ein anderer Typ. Aber darum nicht weniger Künstlerin. Die Borelli hat in den ersten fünf Metern bereits das Publikum für sich, die Freude im Sturm ihrer Leidenschaftlichkeit und Grazie gewonnen, die Severi tut bedächtig und langsamer durchdringen. Beide Wege führen zum Ziel und schon im Anfang zum Akt zeigt die Künstlerin, was sie kann. Sie hat ebensoviel Leidenschaft, so viel Temperament und ist ebenfalls ganz Weib wie die Borelli. Nur alles wichtiger, massiger, nicht so spielerisch wie ein geschickter Jongleur und nicht mit dem ewig überlegenen Lächeln oder den schmollend verzogenen Mundwinkeln der Schlange. Diese Gräfin Phädra ist eine Potiphar und der Graf Karl ein Josef. Er geht an dem leidenschaftlichen Weibe vorbei, als wäre es ein holzgeschnitzter Göze. Der Mann ist blutlos. Seine Moral geradezu vorfindstutlich. Eine Anschauung geht zugrunde, wenn das entblößte Weib sich in Leidenschaft windet. Nicht allein wörtlich genommen. Auch wenn diese Potiphar zufällig die junge, viel zu junge Gattin des

von einem Jäger, der das Kammermädchen seiner Herrschaft liebte. Einer Verbindung mit der Geliebten standen aber Graf und Gräfin gegenüber; aus rein egoistischen Gründen, weil sie Jäger und Kammermädchen jedes selbst gewinnen wollten. Auch dieses Horn war wundertätig und stellte die Verbindung her. Wieder hundert Jahre später wollte ein Goldschmied die beiden Hörner, die inzwischen dem Museum einverleibt waren, stehlen. Der Diebstahl gelang. Er schmolz sie ein und wollte das Gold an einem der noch heute vielfach zu sehenden Hünengräber vergraben. Ehe er aber noch die Klumpen der Erde übergeben hatte, entstand vor seinem Auge die Sage der Erstehung der Hörner. Odin und Freia, dies die Sage selbst, hatten ihr Auge auf zwei Menschenkinder Vigne und Veif geworfen. Diese wollten sich in Liebe verbinden, vorerst aber ihre Treue erproben. Odin, indem er dem Mädchen Gold bot, Freia, indem sie sich dem hübschen Burschen zu Liebe bot. Beide bestanden jedoch die Prüfung der Götter in Ehren und zum Dank dafür verwandelte Odin zwei eiserne Hörner, die der Schmied Astir, Vignes Vater, angefertigt, in Gold. Die Hörner wurden aber von Astirs Verbeirageten gestohlen und dem König Selge angeboten. Veif überfiel den König, erschlug ihn mit Odins Hilfe und befreite die Hörner, die er opfernd in die Erde vergrub, bis sie Jahrtausende später glückliche Menschenkinder fanden. Der Goldschmied, der sie nun wieder der Erde übergab, hüßte an derselben Stelle sein Leben ein. — Diese Fabel ist auf dem Film auf das glücklichste gelöst und zieht in einer Reihe schöner und stimmungsvoller Bilder vorüber.

Sie preßte die Hände fest zusammen. „Sparen Sie Ihren Dank. Ich füge mich nur, weil ich nicht dulden will, daß ein anderer als mein künftiger Gatte behaupten darf, daß er mich geküßt und umarmt hat. Ich sage Ihnen auch offen, daß ich nur immer darauf sinne, wie ich mich an Ihnen rächen kann. Ich hasse Sie nach wie vor. Aber ich will meinem armen Vater eine bittere Enttäuschung ersparen. Er hält Sie für einen Adelsmenschen und schätzt Sie hoch — und Sie haben mir einmal gesagt, daß Sie meinen Vater sehr schätzen und vielen Dank schulden. Nun — ich weiß, daß Sie mit beipielsloser Willkür eine übermüthige Laune durchgesetzt haben, und ich füge mich. Aber ich warte darauf, daß die Stunde kommen wird, wo Sie bereuen werden, was Sie jetzt getan haben.“

Er trat plötzlich dicht an sie heran und umschlang sie mit beiden Armen, daß sie sich nicht rühren konnte.

„Nie werde ich es bereuen, Renate, denn du wirst mich unerhört glücklich machen, mein wildes, stolzes Mädchen,“ sagte er, einen Augenblick vom Gefühl übermannt, und küßte wieder den blassen, zuckenden Mund.

Er küßte, wie sie zitterte. Ein heißes Mitleid stieg in ihm empor. Aber jetzt durfte er seine Rolle nicht aufgeben — jetzt hätte sie ihn in wildem Trotz sicher von sich gestoßen, wenn er beichtete. Und dann war alles verloren.

So ließ er sie aus seinen Armen und sie stampfte zornig mit dem Fuß auf.

„Ich verbitte mir derartige Vertraulichkeiten,“ stieß sie hervor. Er lächelte.

„Aber Renate, wir sind doch nun Brautleute.“

„Wenn wir allein sind, ist eine solche Komödie unangebracht. Wir wissen, woran wir mit einander sind.“

„Nun wollen wir deinen Vater rufen, Renate,“ sagte er, als sei alles in schönster Ordnung.

Sie drückte die Hände gegen die Brust, als wollte sie sich selbst beschwichtigen. Dann strich sie über die heißen Stirn und zwang sich zu einem ruhigen Aussehen.

Legingen ging zur Tür und öffnete.

Hochstetten stand drüben voll unruhiger Erwartung am Fenster. Schnell folgte er dem Rufe seines künftigen Schwiegersohnes.

Es folgten nun die üblichen Rühr- und Glückwünschen, die einer Verlobung zu folgen pflegen.

Hochstetten ging mit dem Brautpaar hinüber zu Tante Josephine und Ursula. Die Tante war fassungslos. Das hatte sie nicht erwartet. Immerhin freute sie sich herzlich. Wenn Renate durchaus nicht Gräfin Frankenstein werden wollte — Baronin Legingen war auch nicht übel. Und entschieden war der Baron eine bessere Partie als die verarmten Frankensteins. Kurzum, Tante Josephine war sehr zufrieden. Sie strahlte gleich ihrem Bruder über das ganze Gesicht. Und als der stolze, vornehme Baron sie lächelnd umfaßte, und sie herzlich bat, ihm nun auch zu gestatten, sie „Tante Josephine“ anzureden, da war die Gräfin ganz vergessen. Die alte Dame zerfloß in Rührungstränen und war viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt, als daß es ihr sonderlich aufgefallen wäre, welche eine blasse und stille Braut Renate war.

„Nein, Kindchen, wie du dich verstellst hast! — Noch kürzlich war ich dir böse, daß du abweisend gegen deinen Verlobten warst,“ sagte sie aufgeregt.

„Das war alles nur Verstellung, Tante Josephine, Renate wollte sich nicht anmerken lassen, daß sie mich liebt,“ sagte Legingen mit einem schnellen Seitenblick auf seine Braut.

Sie antwortete nichts auf seine Rede. Aber Ursula die neben ihr stand, sagte lachend:

„Da habe ich schärfere Augen gehabt, Tante Josephine. Ich weiß längst, wie es um Renate steht, trotzdem sie sich so meisterhaft beherrscht hat.“

Renate machte eine unwillkürliche Bewegung, als wollte sie Ursula am Sprechen hindern. Dann aber wandte sie sich spöttisch lächelnd zur Seite. Ursula konnte unmöglich etwas von ihrem Seelenzustand verraten, da sie doch nichts wissen konnte.

Legingen hatte sich aber Ursula lebhaft zugewandt.

„Das interessiert mich außerordentlich, gnädiges Fräulein. Ich bitte sehr, daß Sie mir verraten, was Sie mit Ihren scharfen Augen erpäht haben. Hat Ihnen Renate eine Andeutung gemacht? Jetzt, da wir verlobt sind, gibt es keine Geheimnisse mehr.“

Vaters ist, der dazu noch abwesend ist, ja sogar einem Unglück zum Opfer gefallen sein soll. Was liegt daran, wenn das Blut schreit. Der Graf Karl bleibt Josef. Und der alte Graf kommt wohlbehalten zurück. Der Junge hat das Haus geflohen. Was liegt näher, als daß die Potiphar diese Abwesenheit mit dem ganzen Cynismus einer Frau mit einem Attentat des Sohnes auf ihre Ehre als Gattin erklärt. Sie hat nicht vorausgesehen, daß der fast Wahnsinnige den Sohn erwürgen würde, aber sie weiß, daß mit dem Tod des Einzigen, den sie wahrhaft liebt, ihr Leben zu Ende. Ihr Selbstmord ist nur noch eine mechanische Handlung eines sich Luft machenden gequälten Herzens. Ihre Entschuldigung ist die große Liebe zu dem jungen Grafen, der zufolge, nur um ihm näher zu sein, sie den alten Grafen heiratete. Der dritte Akt ist eine schauspielerische Meisterleistung. Die Temperamentsausbrüche der modernen Phädra wirken gewaltig. Die Künstlerin wird von ihren Gegenspielern gut unterstützt.

Frauen.

Der junge Maler Joseph Burns ist in Geldnöten. Er ist mutlos, weil er seine Bilder nicht verkaufen kann. Und mit jedem Tag entfremdet er sich mehr und mehr von seiner Freundin Mira; nur Gewohnheit und Erinnerung binden ihn noch an sie. Mit allen Mitteln versucht Mira seine ersterbende Liebe zu neuem Leben zu erwecken. Mira macht im Künstlercafé die Bekanntschaft des Leutnants Strong, eines reichen Mannes, und durch eine Anleihe bei demselben sucht sie die gesunkenen Finanzen Josephs zu heben. Letzterer wird aber von einem ihm wohlwollenden Freunde

rechtzeitig unterrichtet und Miras Plan wird vereitelt. Denn er will die Mittel zu seinem Lebensunterhalt nicht Miras Schönheit verdanken. Mira aber ist der Verzweiflung nahe; sie fühlt, daß sie für Joseph nichts mehr bedeutet, daß sie keinen Teil mehr hat an seinem Leben. Sie ist eine Fremde für ihn, der doch ihre ganze Welt ist. Leutnant Strong hat einen lichten Gedanken. Er fühlt sich von Mira angezogen und beschließt, Joseph zu helfen, um dadurch Miras Gunst zu gewinnen. Er veranlaßt einen reichen Kunsthändler seiner Bekanntschaft, einen Teil von Josephs Malereien zu kaufen. Der Kunsthändler erwirbt dieselben in seinem eigenen Namen und Joseph hält die Begeisterung, die dieser während des Kaufes ausdrückt, für echt. Der gute Verkauf, der ihm 14 sorgenfreie Tage sichert, belebt Josephs Mut aufs neue. Mira dankt Strong für das, was er für sie getan hat und sie geht nach Hause zu Joseph. Strong aber wirft die gekauften Malereien verächtlich fort — wertloser Futurismus —. Und Joseph empfängt Mira mit einem hellen, hoffnungsfreudigen Lächeln. Einen Monat später steht die Not wieder vor der Tür; Strong hat seine Rolle als Mäcen aufgegeben, denn Mira hat sein hinterhältiges Verlangen nicht erfüllt, sondern ist Joseph treu geblieben. Wieder beherrschen Sorgen und trübe Stimmung Josephs und Miras Leben. Die Einladung zu einem Fest bei einem Freunde Josephs vermag nicht Josephs Schwermut zu verschleppen. Es gelingt jedoch Mira, ihn zum Mitgehen zu bewegen. Während des Festes lebt Joseph auf. Mira betrachtet ihn und freut sich, daß er vergnügt ist. Da plötzlich steht das traurige Bild des

„Ach, man hat so seine Zeichen. Verraten hat sich Renate mit keinem Wort. Dazu ist sie viel zu verschlossen. Im Gegenteil — sie war nicht besonders gut auf Sie zu sprechen.“

„Und daraus entnahmen Sie, daß sie mich liebt?“ fragte er enttäuscht, während ihm Renate einen spöttischen Blick zuwarf. Aber gleich darauf wurde sie dunkelrot, als Ursula lachend erwiderte:

„Nein, daraus natürlich nicht. Aber von allen Blumen, die sie neulich erhielt, hat sie nur die roten Rosen aus Vezingen in ihrem Zimmer behalten, und eine dieser Rosen liegt neben Ihrer Visitenkarte sorgsam in Schmuckschrank Renates aufbewahrt. Ich sah es, als ich ihr neulich ein Armband reichen mußte.“

Vezingen drückte Ursulas Hand, daß sie vor Schmerz fast aufgeschrien hätte.

„Ich danke Ihnen herzlich für diese Mitteilung, gnädiges Fräulein. Sie macht mich zu Ihrem Schuldner,“ sagte er sichtlich erfreut.

Renate stand einen Augenblick wie betäubt. Alle blickten lächelnd zu ihr hinüber, und Heinz Vezingen wechselte dann einen sonderbar verständnisvollen Blick mit dem Kommerzienrat. Nach einer Weile fuhr er, zu Ursula gewandt, fort: „Denken Sie, Fräulein von Ranzow, Renate behauptet, daß sie nur aus Haß meine Bewerbung angenommen hat.“

Er sagte das scheinbar im scherzhaften, neckenden Tone.

Ursula lachte herzlich auf.

„Das ist allerdings ein origineller Grund zur Verlobung. Aber es würde mich gar nicht wundern, wenn Renate wirklich so etwas behauptete. Sie liebt es, ihre tiefsten und wichtigsten Gefühle hinter schlimmen Worten zu verstecken. O ich kenne sie ganz genau! Das habe ich Ihnen übrigens schon einmal gesagt, als ich Ihnen erzählte, wie lieb und gut Renate ist und wie sie sich nur hinter allerlei Härten versteckt. Damals schienen Sie mir nicht zu glauben.“

Vezingen ließ Renate, die nervös in einem Album blätterte und gelangweilt auszuweichen versuchte, nicht aus den Augen.

„Das schien nur so, gnädiges Fräulein. Ich wußte

schon damals, welch edler Kern sich hinter der herben Schale birgt, und wollte sie durch meinen zur Schau getragenen Zweifel nur reizen, mir noch mehr von Renates guten Eigenschaften zu enthüllen.“

„Also haben Sie mich täpiert,“ rief Ursula und schlang den Arm um Renate. „Siehst du, liebes Herz, Baron Vezingen hat es besser verstanden, sich zu verstecken, als du. Ihm hätte ich nicht angemerkt, daß er dich liebt.“

„Du bist und bleibst eine kleine Phantastin, Ursula. Wo etwas ist, siehst du nichts, und wo nichts ist, förderst du Wunderdinge zu Tage. Nun wollen wir aber von etwas anderem reden. Ich bin wahrlich kein interessanter Gesprächsstoff.“

Vezingen blieb zu Tisch. Renate mußte sich heldenhaft zusammennehmen, um ihre Haltung zu wahren. Von den widerstreitendsten Empfindungen beherrscht schien es ihr fast unerträglich, alle Neckereien und Gefühlsergüsse über sich ergehen zu lassen.

Vezingen merkte ihr an, daß ihre Nerven überreizt waren, und er suchte ihr die folgenden Stunden zu erleichtern, indem er die Aufmerksamkeit von ihr abzulenken suchte.

Tante Josephine unterstützte ihn unbewußt, indem sie das Thema Frankenstein eingehend erörterte. Sie verlangte eine besonders schonungsvolle Mitteilung der Verlobung für ihre Freundin.

„Die schonungsvollste ist einfach eine gedruckte Mitteilung, wie sie andere auch erhalten werden“ erwiderte ihr der Kommerzienrat.

„Aber nein, ich bitte dich, lieber Bruder, sie würde es mir nie verzeihen, wenn ich sie nicht vorbereitet hätte.“

„Sie wird dir meine Verlobung überhaupt nicht verzeihen, Tante Josephine,“ sagte Renate bestimmt.

Die alte Dame sah bekümmert aus.

„Aber schließlich kannst du doch nur einen Mann heiraten!“ rief sie erregt.

Alle lachten über ihre Worte.

„Nun, Sorge dich nicht unnötig, liebe Schwester. Die Gräfin wird diese Enttäuschung überwinden. Was an mir liegt, will ich tun, sie zu trösten,“ beruhigte sie Hochstetten.

trüben Alltags vor ihrem Auge. Sie kann nicht leben in dieser Atmosphäre von Not und Entbehrung, kann es nicht ertragen, daß Joseph leidet. Und aus Liebe zu Joseph faßt sie den Entschluß, etwas von dem kostbaren Besteck des Restaurants an sich zu nehmen. Sie führt ihren Voratz aus; in ihrer Nervosität steckt sie aber die gestohlenen Gegenstände aus Versehen in Josephs Ueberzieher anstatt in ihren eigenen Mantel. Als die Gäste das Restaurant verlassen, entdeckt der Inspektor, daß einige Löffel und Gabeln fehlen. Er veranlaßt eine Untersuchung und die vermißten Gegenstände befinden sich bei Joseph. Jetzt ist er von seinen Freunden als Dieb gestempelt. Mira findet nicht den Mut, ihren Fehltritt zu bekennen. Joseph beschließt, für eine Zeit lang zu verreisen. Als Mira am nächsten Tage ins Atelier kommt, um ihre Schuld zu bekennen, da findet sie die Wohnung leer und einen Brief von ihm, in dem er ihr mitteilt, daß er wegen des Geschehenen fortreist. Nicht einmal seinen Aufenthaltsort kennt sie. Joseph ist zu einer alten idyllischen Wassermühle gelangt, weit draußen auf dem Lande. In der Mühle wohnt nur der Müller David Graham mit seiner hübschen Tochter Gaby. Joseph beruhigt sich nach und nach und die junge, hübsche Gaby betrachtet die Ankunft des Malers als ein Abenteuer, das ihr einsörmiges Dasein auf angenehme Weise unterbricht. Bald geht ihre Freundschaft für Joseph in Liebe über, und er selber hat eine tiefe Zuneigung zu Gaby gefaßt. Mira hat ihre Bekanntschaft mit Putnant Strong erneuert, sie sehnt sich aber nach Joseph. Da bringt einer von Josephs Freunden die Nachricht, daß

er Joseph in der Wassermühle gesehen habe, und sofort reißt Mira sich von Stron los; sie will hinaus aufs Land zu Joseph; Mira ahnt aber nicht, daß Joseph auf seiner ländlichen Zufluchtsstätte ein junges, unschuldiges Mädchen gefunden hat, das er liebt. Ungelesen von beiden beobachtet Mira eine Zusammenkunft zwischen Joseph und Gaby, und als sie ihm nachher gegenübersteht, begreift sie, daß alles vorbei ist. Da rauben ihr Kummer und Zorn die Besinnung und in Gabys Gegenwart beschuldigt sie Joseph des Diebstahls, den sie selbst begangen hat. Joseph entfernt sich in stillem Kummer — müde zum Sterben, und Mira und Gaby bleiben allein zurück. Jetzt aber wird Mira von Schauder und Reue befallen. Sie faßt den Entschluß, freiwillig den Tod zu suchen, um jedes Hindernis zwischen Joseph und Gaby aus dem Wege zu schaffen. Und ein Weilchen später stürzt Mira über das brausende Wasserrad hinweg in die starken Stromwirbel hinunter. Joseph springt ihr nach und es gelingt ihm, sie wieder herauszuholen. Doch es ist zu spät. Wenige Minuten darauf stirbt Mira. Vor ihrem Tode bekennt sie noch ihre Schuld und befreit dadurch Joseph von dem auf ihm lastenden Verdacht. Und Gaby und Joseph werden ein glückliches Paar.



Nach Tisch zogen die Herren für kurze Zeit sich in Hochstettens Zimmer zurück, um eine Zigarette zu rauchen und dabei noch allerlei zu besprechen. Der Kommerzienrat ging eine Weile unruhig im Zimmer auf und ab. Dann blieb er vor Legingen stehen und legte ihm die Hand auf den Arm.

„Du hast Renates Jawort erhalten, lieber Sohn — und ich glaube auch, daß sie dich liebt. Du hast mir dein Ehrenwort gegeben, daß du mein Kind von ganzem Herzen liebst. Damit könnte ich mich zufrieden geben, und im Grunde tue ich es auch. Aber eins macht mir noch Sorge. Ich kenne Renate. Wie eine glückliche Braut erschien sie mir heute nicht. Darf ich nicht wissen, was noch zwischen euch liegt? Vielleicht könnte ich helfen, es wegzuräumen.“

Legingen nahm seine Hand.

„Ich bitte dich nochmals — vertraue mir und frage nicht weiter. Ganz ehrlich — ja, es liegt noch etwas zwischen uns, aber ich allein will dieses Hindernis beseitigen. Du könntest mit aller Liebe nur Schaden anrichten. In einem Punkt kenne ich Renate wohl besser als du. Weiß, wie sie sich das Glück in der Ehe träumt, und um ihr dieses Glück voll und ganz zu schaffen, muß ich gewissermaßen noch einen kleinen heimlichen Kampf mit ihr kämpfen. Vielleicht währt er so lange wie unsere Brautzeit. Ist sie erst meine Frau, bin ich schnell mit ihr im Klaren. Deshalb bitte ich dich, den Termin der Hochzeit nicht weit hinauszuschieben.“

„Und wann denkst du, soll die Hochzeit stattfinden?“

„Sagen wir Mitte Februar — später auf keinen Fall.“

„Und wenn Renate dagegen ist?“

„Das beste ist, wir teilen ihr gleich nachher als ausgemachte Tatsache mit, daß wir die Hochzeit auf den 15. Februar festgesetzt haben. Ueberlasse es, bitte mir, ihr das zu sagen.“

„Gut, du sollst mich ganz auf deiner Seite haben,“ sagte Hochstetten fest. Und mit Wärme und Eindringlichkeit fuhr er fort: „Mache mir mein Kind glücklich, dann will ich dir von Herzen danken. Sie war es nicht in den letzten Jahren. Groß und Bitterkeit wollten sich in ihrem weichen Herzen einnisten, und sie fing an, die Menschen zu verach-

ten, weil sie ihre besten und edelsten Gefühle verletzten. Sie braucht einen Menschen, zu dem sie aufsehen kann, der ihr den Glauben an die edle Männlichkeit wiedergibt. Alle, die sich um sie drängten, haben ihr nie imponiert, ihr keine Hochachtung abgenötigt, weil sie sich all ihre Launen gefallen lassen ließen in der Sucht, die reiche Erbin zu erringen. Du hast ihr immer imponiert, trotzdem sie es nie zugegeben hatte. Und obwohl ich nicht weiß, wie du dich zu ihr stellst — ich fühle instinktiv, daß du den rechten Weg gehst. So gehe ihn mit Gott, mein Sohn — und werdet glücklich.“

Legingen drückte ihm beide Hände.

Renats Blick ist das meine, lieber Vater. Ich kämpfe für sie und mich und ich will siegen.“

Es war eine wunderliche Brautzeit, die Renate durchlebte. Ihr Verlobter kam nicht öfter als sonst nach der Waldburg. In Gegenwart der andern gab er sich ganz als galanter, aufmerksamer Bräutigam. Und Renate ließ sich, wenn auch widerwillig, seine Artigkeiten gefallen.

Waren sie jedoch einmal eine Weile allein, dann saßen sie sich steif und förmlich gegenüber. Renate legte immer den ganzen Raum des Zimmers zwischen sich und ihn. Er ließ sie dann scheinbar gleichmütig gewähren — so, als wäre ihm das gerade recht. Mit keinem Blick und keinem Wort suchte er die Schranke zu durchbrechen, die sie zwischen sich und ihm aufrichtete.

Seit ihrem Verlobungstag hatte er sie nie mehr auf den Mund geküßt. In Gegenwart der andern küßte er ihr wohl die Hand, aber sonst vermied er alle Zärtlichkeiten. Sie sagte sich immer, daß ihr das so recht sei, daß sie das so haben wollte. Und dennoch kam eine eigentümliche, erwartungsvolle Unruhe in ihr Wesen. Wenn sie sich selbst verstanden hätte und ganz ehrlich gegen sich selbst gewesen wäre, hätte sie sich eingestehen müssen, daß eine geheime Sehnsucht ihr Wesen durchdrang.

Es lag etwas Verhaltendes jetzt in ihrer Art, sich zu geben. Die Augen bekamen tiefen Glanz und die Lippen brannten rot und leuchtend aus ihrem Gesicht. Sie war jetzt wirklich schön und begehrenswert. Es kostete Legingen viel Selbstbeherrschung, seine Rolle durchzuführen. Dabei las er in ihrer Seele wie in einem aufgeschlagenen Buch.

Der Kaiser rief!

(Österreich-ungarische Kino-Industrie.)

Lieb Vaterland, magst ruhig sein! Denn so wie der Landwehrmann Lindner, der Bauer aus Schönwald, sind alle deine deutschen Söhne. Er zögert nicht und zaudert nicht, als der Kaiser rief! Er ließ Frau und Kind zurück, legte die Hacke beiseite, umarmte die Mutter, zog den Waffenrock an, warf den Tornister über den Rücken, das Gewehr auf die Schulter und marschierte dem Feind entgegen. „Gehabt euch wohl; jede Kugel trifft ja nicht, und wenn es aus ist, komme ich ja wieder!“ Da gab es dann anstrengende Märsche, aufregende Kämpfe, verantwortungsvolle Wachen. Feinde vor der Front und solche, die durch Heimtücke und Mord glänzten und schwerer zu bekämpfen waren, als die sichtbaren Gegner. Aber auch der Franktireur wurde man Herr. Und der Landwehrmann Lindner war stets einer der ersten, immer in der vordersten Reihe! „Liebe Marie! Mir geht es ganz gut, ich bin wohl und komme bald wieder zu euch!“ konnte er ruhig schreiben, denn das Geschick schien ihm hold zu sein. Gerade ist er mit dem Schreiben der Feldpostkarte fertig,

— er hat mit einem Kameraden die Wache auf dem Wege längs des Waldrandes — da rückt der Feind heran. Ein Gemisch von Völkern, Franzosen, Belgier und schottische Hochländer. Und da wird die Feldpostkarte versorgt und die Waffe in Dienst gestellt. Schon kracht der erste Schuß, der sein Ziel nicht verfehlt. Er alarmiert die eigenen Truppen, die auch schon in den Kampf eintreten. Der Feind wird zurückgetrieben. Seine Verluste sind groß. Aber es gibt auch auf der andern Seite solche. Unter den Vermundeten befindet sich auch der Landwehrmann Lindner, drei Kugeln haben ihn durchbohrt. „Grüß mir Weib und Kind!“ hauchten seine blutleeren Lippen und noch einmal hebt er den Körper, aus dem das Leben zieht und mit beseligender Andacht singt er die Worte: „Fest steht und tren die Wacht am Rhein!“



in die Augen. Da zuckte es wie heimlicher Triumph über ihre Züge, das entging ihm nicht. Aber nichts in seinem Gesicht verriet etwas von seinen Empfindungen.

Die Hochzeit war auf den 15. Februar festgesetzt. Renate hatte sich nicht dagegen gewehrt. Auch sie erwartete diesen Tag, gleich ihrem Verlobten, mit heimlichen Hintergedanken. An ihrem Hochzeitstag wollte sie Abrechnung halten mit Heinz Lezingen und ihm alle Demütigungen zurückzahlen. Wenn er dann sehr reuevoll um ihre Verzeihung flehte, dann würde sie ihm diese vielleicht gewähren — vielleicht. Damit betrog sie sich selbst. Im tiefsten Innern hoffte sie nichts schulicher und inniger, als daß sie ihm verzeihen durfte. In ihren Träumen sah sie ihn immer, wie er jetzt in Gegenwart der andern zu ihr war. Sie gestand sich nicht ein, daß seine Zärtlichkeiten sie beglückten, trotzdem er sie nur in Gegenwart ihrer Angehörigen zuteil werden ließ.

Freilich waren sie allein, zeigte er sich ihr in seiner alten, kühlen Gelassenheit. Kein lockender Blick, keine berechnete Haltung brachte ihn aus seiner scheinbaren Ruhe. Für diese Zurückhaltung hielt er sich dann immer schadlos, sobald andere zugegen waren.

So war es bei diesem Brautpaar umgekehrt wie bei anderen, die in Gegenwart anderer Menschen zurückhaltend sind und jeden Augenblick des Alleinseins ausnützen, um sich Zärtlichkeiten zu erweisen.

(Fortsetzung folgt.)

Allgemeine Rundschau.

Schweiz.

— **Sondervorstellung in Zürich.** Mittwoch den 3. Dezember 1914, nachmittags, fand im Cinema Zürcherhof eine Sondervorstellung statt, veranstaltet von der Firma Jos. Lang, Monopolfilmvertrieb, Zürich, die sehr gut besucht war. Zur Vorführung gelangte: „Unter Indiens Glutsonne“, Erlebnisse in den Dschungeln, Drama in 5 Akten. Wunderbare indische Landschaftsbilder und Jagdszenen mit wilden Tieren in den Urwaldgebieten, verbunden mit einer einwandfreien dramatischen Handlung, rücken diesen Film in die Reihe der vornehmsten Darbietungen der kinematographischen Kunst. Dieses modernste Erzeugnis der berühmten Firma „Cines“ in Rom (der Herstellerin von „Duo vadis“ und „Herrin des Nils“) wurde u. a. in Deutschland mit dem größten Beifall gegeben. Es ist anzunehmen, daß die Herren Hippleh im Zürcherhof-Kino mit der ersten Woche mit diesem Film gute Geschäfte machen. Nachher soll der Film von Hrn. Korsower (Olympia- und Suhlbrücke-Kino) gespielt werden. Es freut uns immer, wenn wir sehen können, wie auch wir in der Schweiz die neuesten und zum Teil sehr kostspieligen Schlager-Films unsern Kinobesuchern aus fiskalischen Gründen nicht vorenthalten, sondern im Gegenteil sehen, wie fast jeder Kinobesitzer bestrebt ist, seinen Besuchern das Bestmögliche zu bieten. Solange dieser Trieb und diese Absicht die Kinobesitzer leitet, werden die Kinos auch durch alle möglichen gesellschaftlichen Schikanen doch nicht zu erdrücken sein, sondern sie werden sich im Gegenteil immer neue Freunde zuzuziehen vermögen.

Österreich.

— **Für die ungarische Kriegsanleihe.** Der Präsident des Bundes für die Kinoindustrie, Hr. Jos. Somlo, hat eine Kollektivzeichnung auf die ungarische Kriegsanleihe angeregt. Vorläufig sind bereits 23,500 Kronen gezeichnet worden. Es ist erfreulich, daß gerade in unserer Branche, die bekanntlich derzeit nicht auf Rosen gebettet ist, eine solche patriotische Opferfreudigkeit herrscht und jeder Anregung nach dieser Richtung hin in so reichem Maße Folge geleistet wird.

— Seitens des Komitees für das „Schwarz-gelbe Kreuz“ gelangt an die Kinobesitzer Wiens ein Rundschreiben zur Versendung, in welchem auf den Beschluß des Reichsverbands-Ausschusses hingewiesen wird, und an jeden einzelnen Kinobesitzer die Frage gerichtet wird, ob er bereit sei, das Erträgnis seiner am 17. Dezember stattfindenden Vorstellungen den Zwecken des „Schwarz-gelben Kreuzes“ zuzuführen. Wir bringen bei dieser Gelegenheit den Wiener Kinobesitzern den Beschluß des Ausschusses in Erinnerung und hoffen, daß sich an dieser Aktion, die ja speziell den Ärmsten Wiens zu gute kommen soll, alle Kinobesitzer Wiens beteiligen werden. Da weiters an der Spitze dieses Komitees bekanntlich die Gattin des hochverehrten Statthalters von Niederösterreich, Seiner Excellenz Baron Bienerth steht, der ja bekanntlich stets das wärmste